Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch

Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch

Band: 81 (2014)

Artikel: Friedrich Ernst Soom (1870-1957) : Erinnerungen eines Malermeisters. Erster Teil

Autor: Soom, Friedrich Ernst / Soom, Benedikt / Soom, Michael

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073580

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Friedrich Ernst Soom (1870–1957)
Erinnerungen eines Malermeisters

Erster Teil

Herausgegeben von Benedikt Soom, Herrenschwanden,
und Michael Soom, Heimiswil

Einleitung

Friedrich Ernst Soom, Urgrossvater der beiden Verfasser, wurde am 9. August 1870 in Leimiswil als achtes Kind von Jakob und Elisabeth Soom-Flückiger geboren. Seine Jugendzeit verbrachte er in einfachsten Verhältnissen. Sein Lehrer Ernst Anliker, den er immer sehr verehrte, sorgte dafür, dass Friedrich nach Beendigung seiner Schulzeit von 1885 bis 1888 in Langenthal das Malerhandwerk erlernen konnte. Als aufgeweckter, tüchtiger Bursche absolvierte er die Lehrzeit mit Erfolg und trat anschliessend eine acht Jahre dauernde Wanderschaft an. Diese führte ihn zuerst von Zürich nach Innsbruck, München, Berlin und Schleswig-Holstein. Von Schleswig-Holstein reiste er nach München zurück und dann weiter über die Alpen bis nach Neapel. Dies war eine ereignisreiche Gesellenzeit, die ihn zum erfahrenen Maler heranreifen liess.

Nach seinen Wanderjahren liess sich Friedrich in Burgdorf nieder, wo er sich rasch heimisch fühlte. Vorerst war er als Vorarbeiter im Malergeschäft von Konrad Fritz tätig und eröffnete dann im März 1896 im Haus der Witwe Lüthi am Frommgutweg 15 in der oberen Allmend seine Malerwerkstatt. Im Jahr 1897 heiratete er Martha Kläy. Der Ehe wurden die Kinder Fritz, Hedwig, Frida und Walter geschenkt. Seine Frau stand ihm mit unermüdlichem Fleiss bei und besorgte neben den vier Kindern oft noch das Essen und die Zimmer für bis zu zehn Gesellen.

Im Jahr 1946 trat Friedrich infolge eines Augenleidens das Geschäft seinem älteren Sohn Fritz ab. Sein jüngerer Sohn Walter war vorerst ebenfalls in der Werkstatt seines Vaters tätig, arbeitete aber später als Lehrer an der Kaufmännischen Berufsschule und an der Gewerbeschule in Burgdorf und führte als Selbstständigerwerbender ein Atelier in Heimiswil. Friedrich verbrachte seine letzten Jahre in stiller Zurückgezogenheit im Burgerheim zu Burgdorf, wo er hochbetagt am 1. April 1957 starb.

Neben seiner vielseitigen Tätigkeit als Malermeister fühlte sich Friedrich Soom zu historischen und lokalgeschichtlichen Studien hingezogen (Lafont 1958); so stellte er einen Stammbaum der Familie Soom zusammen, der bis ins Jahr 1581 zurückführt, und verfasste später einen Artikel über die Befestigungsanlagen der Stadt Burgdorf, der in der Beilage zum Burgdorfer Tagblatt vom 2. April 1950 abgedruckt wurde. Friedrich Soom war Mitglied des Rittersaalvereins, diente dem Heimatschutz und war ein geschätztes Mitglied des Gesangsvereins Liederkranz, der ihm die Ehrenmitgliedschaft verlieh.

Einige Eckdaten aus dem Leben von Friedrich Soom

1870	geboren am 9. August in Leimiswil, Oberaargau
1885	Ende der Schulzeit, Beginn einer Malerlehre
1888	Ende der Lehre, im November Aufbruch in die Wanderjahre
1889	Davos, Meran, Oktober in München, Weihnachten in Augsburg
1890	Hamburg, Cuxhaven, Berlin, Schweiz; Mutter stirbt am 22. November
1891	Rekrutenschule, Vevey, Bern
1892	Sarnen, Schöftland, Olten u.a.
1893/94	Sonthofen im Allgäu
1894	12. November Aufbruch nach Italien, Weihnachten in Rom
1895	Januar in Neapel, Rückkehr in die Schweiz, Burgdorf
1896	Eröffnung Malergeschäft in Burgdorf
1897	27. August Heirat mit Martha Kläy
um 1940	verfasst seine Jugenderinnerungen
1957	stirbt am 1. April in Burgdorf

Erläuterungen zu den «Erinnerungen eines Malermeisters»

Die Erlebnisse von Friedrich Soom während Jugendzeit und Wanderjahren bilden den Inhalt seiner «Erinnerungen eines Malermeisters», die er als Siebzigjähriger zusammen mit seinem Sohn Walter niederschrieb. Der Bericht schildert die Erfahrungen eines jungen Handwerkers während seiner Walz in Europa. Der vorliegende Text entspricht weitgehend derjenigen Fassung, welche in der Schweizerischen Maler- und Gipsermeister-Zeitung publiziert wurde (Soom 1941). Die Erlebnisse inspirierten Walter Soom später, in loser Folge drei Artikel zu verfassen, in welche er die Jugenderinnerungen seines Vaters einarbeitete. Später erschienen diese auch in Auszügen und stark gekürzter Form in der Jubiläumsschrift der Firma Schoch + Co. (1960).

Der im Folgenden wiedergegebene Text findet sich – zusammen mit dem Stammbaum der Familie Soom von Ursenbach – ebenfalls auf der Homepage von Benedikt Soom.

Wie mein Elternhaus aussah

Man sagte ihm «Zünti». An einem stotzigen Bort, irgendwo im Oberaargau ist es gelegen, weit abseits von allen anderen Häusern. Ein kleines, unscheinbares «Taunerhäuschen» mit einem übermoosten Schindeldach. An der Laube, die wie ein schitteres Huttlein in der Front hing, waren wohl ehemals ausgesägte Verzierungen, die aber längst schon heruntergeschlagen waren. Das Eingangstürgreis war wüst aus dem Winkel geraten und in der Türe klafften Spalten, dass man leicht mit der Hand hineinlangen konnte.

Ums Häuschen herum lagen stets alte Bretter, Pfähle, Aufleseholz, Baumwurzelstöcke und zusammengestürzte Scheiterbeigen. Etwas abseits, inmitten einer Wasserlache, stand der Brunnentrog. Durch einen Holzkänel, der weit über das Bort herunterkam, bewegte sich ein Wässerlein und rann in dünnen Strählchen in den übermoosten Holztrog. In der Ernte, bei heissem Wetter, vermochte es nur noch zu tropfen.

Hinter dem Hause befanden sich ein kleines Remisen, ein Geissenstall und ein dick überschmierter Hühnersädel. Im Remisen hatte der Drätti seine Werkzeuge, Beile, Sägen, Hauen, Schaufeln, zerbrochene Hauenstiele, Alteisen, verhudelte Säcke, neu gespitzte Pfähle, alles Kraut und Kabis durcheinander. Im Stall hausten drei Geissen, manchmal auch vier. Im Frühling einmal wurde hier gemistet, nachher ab und zu frisches Laub gestreut, bis die Tiere ausgangs Winter mit den Hörnern an der Decke kraulen konnten. Auf dem Hühnersädel sah man nie ein Huhn, es grauste ihnen wohl darob. Sie schliefen auf den Wedelen und unter dem Dächli und, wenn es kalt war, in der Küche.

Von weit unten aus dem Graben führte ein holperiges, tief ausgefurchtes Strässchen herauf und man sagte ihm, mit Recht, «Dreckweg». Auch ein Gärtchen lag vor dem Häuschen in unberührter Wildheit. Unser Müetti war fast immer fort und hatte keine Zeit, sich mit Gartnen abzugeben. Das Unkraut wuchs fast meterhoch über das verlotterte Holzzäunli hinaus und zwischendrin blühte, wie weisser Schaum, die Kamille. Wenn die Sonne über das Heim schien und es mit Wärme und Glanz übergoss, war mir diese Armutsstätte so lieb, dass ich mit keinem Fürsten hätte tauschen mögen.

Und dann innen! Die Küche glich fast einer Räuberhöhle. Der halbe Raum war mit leeren Kisten und Hühnerkrätzen angefüllt. Vorn stand ein niederes, steinernes Feuerherdlein, ein schwarzes Küchenschäftli, darauf verplätzte, irdene Teller und Tassen, Häfen, mit abgewetzten Kanten, abgeschlagenen

«Zueggen» und Handheben. Neben der Feuerstelle lag immer ein Bürdeli Holz, von dem die Äste oft in der ganzen Küche herum gestreut lagen, so dass man darüber stolperte. Um das Hühnergeschirr gackerten immer eine Schar Hühner, die oft eine recht schlimme Sache hinterliessen.
Von der Küche aus sah man bis zum Dachgiebel hinauf, ahnte ihn wenigstens durch die tiefe Pechschwärze. Speckseiten oder Würste hingen nie da oben und von den Spinnennetzen und dürren Kamillenstauden lief einem das Wasser im Munde nicht zusammen. Es roch dafür stark nach Pech, Hühnerdreck und Rösti und das war auch der gewohnte Familiengeruch.
Die Wohnstube! Ein niederer, aus allen Winkeln gefallener, holzgetäferter Raum. Alte Jutensäcke lagen auf dem breitklaffenden, spriessigen Boden, da es sonst gefährlich war, barfuss darauf zu gehen. Ein grosser Tisch stand in der Ecke, stets überschwärmt von vielen Fliegen. Ein paar wacklige Stühle in allen Formen standen darum, rückwärts ein viel zu schmales Sitzbänklein. Ein niederes Buffertli war noch da, ein Sandsteinofentritt, aus dessen vielen Spalten fast immer beissende Räuchlein in die Stube strömten. Darunter standen dreckige Schuhe mit rot durchwetzten Voraufnasen, hinter denen sich der alte, halbblinde Maudi gütlich verstecken konnte.
Die Ofenstengeli an der Decke hingen immer schwer voll Kleider, die, wenn nass, eine dicke, muffige Luft verbreiteten. Ein «Zyt» war weder hier noch sonst irgendwo im Hause. Die kleinen, trüben Fensterscheiben waren teils zerbrochen und mit Karton oder Lumpen verstopft. An den Wänden hingen einige glarige Helgen, von denen der eine besonderen Eindruck erweckte. Es war eine Frau mit tränenfeuchten, schmachtenden Augen, wallendem Haar, auf der Brust ein blutrotes Herz, in dem ein Dolch steckte. Grosse Blutstropfen quollen aus der Wunde auf die sich darunter pressende Hand. Das war der ganze Stubenrat.
In Schlafstübli standen drei Betten. Alle Vierteljahre erhielten diese neues Stroh oder Lische, manchmal auch Laub, und jedermann schlief wohl darauf. Da war sogar ein bunt bemaltes Trögli, das als das hoffärtigste Stück des Hauses galt. Der Gaden war mit Betten und Schäften angefüllt, denn in diesem Heim lebten nebst den Eltern elf Kinder. Ja, so schien es fast ein Wunder, dass es trotzdem ging.

Vater, Mutter und Kinder

Der Drätti hatte den Übernamen «Gaffeejoggeli» und war, solange man ihn kannte, immer der Gleiche gewesen. Er trug stets dicke, falbe Halbleinenhosen, ein ehemals blaues Überhemd, einen sogenannten Burgunder,

ein graues, wollenes Tüchlein um den Hals, einen braunen, verformten Schlabihut und eine grosse Plampipfeife im Munde. Diesen «Safthoggen» konnte man sich von seinem Gesicht gar nicht wegdenken. Er passte so gut zu seiner blau angelaufenen Kartoffelnase mit dem ewigen Nasentropf. Schmale, tief runzelige Lippen über den letzten Resten Proffelzähnen, kleine, rotumränderte, wässerige Blauaugen, graue Bartstoppeln am Kinn, so ist das unvergessliche Antlitz meines Vaters gewesen. Sein Rücken war leicht gekrümmt und sein Gang «gnoppelig».
Leider trank er schon manches Jahr zu viel Schnaps. Das war unser grosser Kummer. An bösen Tagen mussten wir Kinder ihn oft im Wald suchen gehen und auf dem Karren heimziehen, damit er nicht draussen erfror. Sonst war er der beste Schlufi und arbeitete. Er machte für die Bauern Wedelen, zog Wassergräben und half da und dort, wo man ihn benötigte. Er verdiente im Jahr wohl kaum mehr als hundert Franken und das langte grad für den Hauszins.
Die ganze schwere Familienbürde lag auf dem Müetti, dem Gaffeelisebeth, das unverdrossen und fast mit übermenschlicher Zähigkeit seinem Gewerblein nachging, um die vielen hungrigen Mäuler daheim zu stopfen. Es hausierte mit Kaffee (daher sein Name), mit Eiern, Gemüse, Beeren, mit Kaninchen und Hühnern, besuchte auch weit herum die Märkte. Den schweren Karren zog es viele Stunden weit von Ort zu Ort. Die Erziehung der Kinder musste es dem lieben Gott überlassen. Es sorgte dafür, dass die Älteren die Jüngeren behüteten und fütterten, und wenn es abends todmüde heimkehrte, machte es ihm Freude, wenn einige unten am Dreckweg warteten und ihm den Karren hinaufziehen halfen.
Ich war der Jüngste und fühlte schon früh, dass es mich mit besonderen Vorrechten bedachte, die ich sorglich hegte. Ich sang und pfiff ihm Liedlein, begleitete es oft an die Märkte und vermochte so unbewusst sein schweres Leben ein klein wenig zu erleichtern. Wenn es mir mit seiner mageren braunen Hand durchs wilde Kraushaar fuhr und mich oft so eigen betrachtete, da ist es mir so wohl und weh ums Herz gewesen.
Nie vergesse ich, wie es einmal zu einer Stadtfrau sagte: «Uese Figgu git gwüss einisch e Schuelmeischter oder e Pfarrer». Am Morgen, beim Haarekämmen, stellte es ein Wasserbecken neben sich, tümpfte bei jedem Zug erst den Kamm ins Wasser und murmelte ein Gebet dazu. Das war seine Weihestunde, bei der man es nicht stören durfte. Über die Kinder ist nicht viel zu sagen. Jedes wuchs auf wie eine Blüte an einem sturmdurchzausten Dornhag. Wenn es dies nicht aushielt, starb es einfach. Zu essen gab

es ja immer genug, nur etwas einseitig und wenig nahrhaft. Am Morgen Rösti, am Mittag Stock oder Bitzli und am Abend Rösti, Stock oder Bitzli gewärmt. Sonntags gab's ab und zu ein Stücklein Rind- oder Rossfleisch und Gemüse, wenn dieses durch die Woche nicht verzehrt worden war. Machte das Müetti selten einmal ein gutes Geschäft, kramte es etwas Besonderes, so etwa ein Mödeli Anken, etwas Magerkäse oder Rosswurst. Diese Leckerbissen verschlangen wir Kinder mit Jubel und Gierde, auch wenn sie manchmal schon nach Seife rochen.

Meine frühesten Erinnerungen

Mein Bruder Jakob, der mich zu betreuen hatte, war schon lange krank. Ich war ordentlich klein und konnte nicht begreifen, dass er nicht mehr mit mir spielen mochte. Auf einmal war er tot. Er lag auf seinem Laubsack mit einem Leintuch zugedeckt. Nur die Nase guckte gross und weiss hervor. Alle im Hause weinten, mir machte es Angst. Essen mochte niemand, denn es roch etwas stark. Dann kamen viele schwarz gekleidete Leute. Der Schulmeister hielt eine Rede. Man packte meinen Bruder in einen Sarg und diesen auf ein Bärnerwägeli. Der Leichenzug setzte sich in Bewegung, dem fernen Friedhof zu. Wir Kinder mussten alle mit. Der Weg war weit. Heiss brannte die Sonne. Ich war müde und begann zu weinen. Der Vater schimpfte, nahm mich unter den Arm und setzte mich auf den Sarg. Auf dem Bock vorn sassen schon andere. Es gefiel mir hier ganz gut. Ich konnte auf die andern hinabschauen und dachte: «Jetzt darf ich reiten und die da unten müssen laufen.» Auf dem Friedhof hat man meinen Bruder begraben. Mein Müetti nahm eine Knolle Erde und liess sie auf den Sarg poltern. Das hat mir nicht gefallen. Auf dem Heimweg sind alle in die Pinte eingekehrt und haben dort Wein getrunken. Sie haben viel und laut geredet. Uns Kindern ist das verleidet und wir sind davongelaufen.

Einmal kam mein Onkel Peter mit seinen Kindern auf Besuch. Das war ein grosses Fest. Der Onkel hatte einen langen, weissen Bart, der immer wackelte, weil sein ganzer Kopf im Nervenspiel zuckte. Wenn er ass und mit dem Löffel zum Munde fuhr, verschüttete er fast alles, weil auch die Hände stark schlotterten.

Aber wir hatten den Onkel trotzdem fest lieb, denn man sagte uns, er habe selber ein Haus und sei ein reicher Geissenbauer. Von ihm erhielt ich das erste Zwänzgi. Das brannte mir wie Glut in den Fingern, denn ich hatte nie zuvor Geld gehabt. Da ich von einem andern Buben ein Feuerschlagmesser hatte, wie solche damals noch im Gebrauch waren, übernahm

mich die Gierde, mit dem Zwänzgi Feuersteine und Schwamm zu kaufen, um so nach Herzenslust Feuer schlagen zu können. Ich lief heimlich zum Krämer und erhielt 20 schöne, glänzende Steine dafür. Sie füllten meinen ganzen Hosensack. Das Müetti ahnte bald mein Fieber und verlangte, das Zwänzgi zu sehen. Das strenge Verhör war kurz und hart und ich musste die Steine wieder hinbringen und das Geld zurückverlangen. Das war ein schwerer Gang! Er gab nur noch 13 Rappen heraus, die mir das Müetti abnahm.

Es war Emdet und grosse Bruthitze. Der Bauer, dem das Zünti gehörte, brachte in der Nähe mit seinen Leuten Emd ein. Ich war mit des Bauern gleichaltrigem Buben unter dem Heuwagen im Schatten gelegen und fing Heuschrecken, ohne zu achten, dass Pferde vorgespannt waren. Auf einmal rief der Bauer: «Hü»; der schwere Wagen begann sich zu bewegen, und ich schrie. Ich wollte noch durchschlüpfen, dann wurde mir schwarz vor den Augen. Das Rad fuhr mir über den Rücken. Der Bauer riss mich fluchend empor, stellte mich auf die Beine und jagte mich bös fort. Noch vernahm ich seine Worte: «Uchrut chunnt nid um!», und es tat mir wirklich nichts.

Es war Frühling. Ich stand mitten in einer blumigen Wiese. Es war schön da, wie im Paradies. Ich hatte mir mit Pfählen und Brettern ein Tischlein eingerichtet, auf dem ich Habermarchstengel ausbreitete und sorgfältig entlaubte. Auf einmal stand der Bauer wie ein Geist vor mir. Durch einen kraftvollen Fusstritt flog mein Tischlein hoch in die Luft und des Bauern Faust holte wütend gegen mich zum Schlage aus. Da musste ihm auf einmal die Heuwagen-Geschichte in den Sinn gekommen sein, die ihm doch irgendwie in schlechter Erinnerung gestanden hatte. Er liess mich mit der Warnung laufen, dass Taglöhnerbuben nichts auf Bauernmatten zu suchen hätten.

Mit drei meiner Geschwister musste ich wieder einmal Laub für unsere Betten sammeln. Man tat das im Frühling. Junges, frisches Laub eignete sich am besten dafür und wurde heimlich in des Bauern Wald gestreift und nachher im Schatten gedörrt. Mit Säcken ausgerüstet, zogen wir auf Umwegen in abgelegene Waldungen, wo man in ungestörter Ruhe das streng verbotene Werk vollbringen konnte. Von hier sah man weit über das Land. Zum ersten Mal staunte ich in die grosse, unbekannte Welt hinaus. Das ergriff mich und ich vergass das Lauben, liess die Geschwister allein machen. Dieser Ausblick weckte in mir das Verlangen für meine spätere Wanderschaft in fremde Länder.

Tief im Tale unten, dort lag auch ein Häuschen, das schon lange unbewohnt war, weil die Leute sagten, es sei «unghüürig» darin. Ich wusste noch nicht recht, was das war, empfand es jedoch als etwas Furchtbares. Beim Heimgang umgingen wir voll Scheu dieses Haus, obwohl wir mit unseren schweren Lasten dort durch viel näher nach Hause gehabt hätten. Wer mochte ahnen, dass wir bald dort wohnen sollten!

Es war Herbst. Ich hütete die Geissen im mageren, steinigen Äckerlein. Zum Zeitvertrieb lernte ich Peitsche knallen und sang oder pfiff ein Liedlein nach dem anderen. Im nahen Bach zählte ich die Fische, Frösche oder Krebse. Sie waren alle meine Freunde und ich gab ihnen eigene Namen. Stille, dunstige Herbstruhe lag über den Matten, in der das einzige Glöggli der alten Geiss fast traurig bimmelte. Am nahen Hang grub unser Dorflehrer behaglich seine Kartoffeln. Auf den Karst gestützt, stopfte er eben sein Pfeifchen und schaute dazu unverwandt irgendwohin. Auf einmal, da verwarf er wild die Hände und brüllte, den Karst weit wegwerfend: «Fürio, Fürio», und sprang in langen Sätzen den Hang hinab. Wie erstarrt sah ich ihm nach. Um Gottes Willen, dort brannte ja unser Häuschen. Eine mächtige Feuersäule schlug kerzengerade dem Himmel entgegen. Das alte, alemannische Häuschen schien die Kappe noch tiefer herunterziehen zu wollen. Dachbalken barsten, Schindeln schwirrten brennend durch die Luft, Russwolken verdunkelten die Unglücksstätte. Bald brannte alles lichterloh. Ich vermochte mich erst nicht zu rühren, wie erstarrt schaute ich hin. Dann endlich begann ich zu rennen und liess meine Geissen zurück. Viele Menschen liefen mit mir der Brandstätte zu. Von unseren Leuten war niemand zu Hause. Alles schien verloren. Endlich kamen auch Vater und Mutter. Ich weinte, als ich sie sah, was der Kopf herausbrachte. Alle weinten, auch der Ätti. In kurzer Zeit war alles vorbei. Die Dorfspritze kam zu spät und gab kein Wasser mehr. Ein junges Mädchen und ein Knabe nahmen mich bei der Hand, sprachen lange mit meinem Müetti und führten mich darauf fort, irgendwohin, in einen Bauernhof, den ich nicht kannte. Ich war todunglücklich und weinte in einem fort. Die guten Leute versuchten mich zu trösten, gaben mir zu essen und Spielzeug, zeigten mir ein rechtes Federbett, wo ich schlafen dürfe. Es nützte alles nichts, dieses grosse Erlebnis war zu furchtbar für mich.

Die Bauersleute wurden fast böse, dass es mir bei ihnen nicht gefallen wollte. Qualvolle Tage der Längizyti nach meinem Müetti und der Trauer um das Hüsli schlichen dahin. Am ehesten vergass ich das Elend, wenn

ich Äpfel und Birnen auflesen konnte. Endlich kam Bericht, meine Eltern hätten wieder eine Wohnung gefunden. Es war aber dort, wo es «unghüürig» sein sollte. Die Gewissheit, wieder heimzukommen zu meinen Lieben, war aber stärker als die Angst vor dem Hausungeheuer. An einem Sonntagmorgen packte mir die Pflegefrau ein Bündel mit abgelegten Kleidern ihres Sohnes, der mich auch in mein neues Heim begleiten sollte. Ich nahm gerne Abschied, dankte und drängte ungeduldig vorwärts. Auf dem Wege gesellten sich noch drei andere Buben zu uns und fingen an zu singen. So gerne ich auch sang, heute war's mir zuwider. Immer blieben sie stehen. Jetzt suchten sie sogar Haselnüsse und füllten sich alle Taschen. Sie liessen mich weinend warten und kamen erst weiter, als ich laut zu schluchzen begann.

Endlich daheim! Das war ein Wiedersehen. Ich vergass das nie mehr in meinen Leben. Unsere verbrannten Habseligkeiten waren natürlich nicht versichert. Von allen Seiten bekamen wir allerlei Hausrat. Schöne Sachen waren freilich nicht dabei, doch waren wir überglücklich. Die Güte der Mitmenschen war gross.

Am meisten freute mich das Höstertli mit einigen alten Obstbäumen. Auch der Stall gefiel mir, da ich sofort sah, dass man hier nebst Geissen auch Küngeli halten konnte. Die Wohnstuben waren ähnlich wie vorher im Zünti, und vom Ungeheuer merkte man vorderhand nichts. Ich wurde im Gaden einquartiert, in dem auch bereits leere Kisten standen. Wenn man auf solche stand, konnte man mit den Händen die Dachrafen und Schindeln greifen. In Winter wurde es aber bitter kalt. Unten in der Küche stand jedoch ein alter, grosser Backofen. Da feuerte man während der ärgsten Kälte ein. Wir sammelten noch im gleichen Herbst fleissig Holz, der Drätti machte Baumstöcke aus und in der Dorfsäge kauften wir Sägespäne, den Sack für 10 Rappen. Diese wurden im Gaden auf den Boden geschüttet und nach und nach im Backofen verbrannt, das war also eine Art Dauerbrand. Als der Sägenspänebelag im Gaden dünner wurde, nahm ich selbst immer zuerst vor meinem Bette fort, da sah man den Holzboden wieder. Oft sind meine Holzschuhe dort so fest angefroren, dass ich sie am Morgen fast nicht abreissen konnte.

Doch auch der Winter ging in diesem neuen Heim vorüber. Der Geist war nie erschienen und auch die Kälte vermochten wir zu überleben. Das Brandunglück geriet langsam in Vergessenheit. Niemand forschte, wie es kam, und man weiss es auch heute nicht. Die Polizei hat nie danach gefragt. Es war ja nicht lohnenswert.

Die Schulzeit und Bubenstreiche

Schon lange hatte ich mich auf das Schulgehen gefreut. Eine Schiefertafel, ein Bündli Schiefergriffel, ein kleines Schwämmchen hatte ich schon auf Weihnachten von meinem Bruder bekommen und sonst gab es ja keine Anschaffungen. Ich konnte beim Schuleintritt bereits alle Buchstaben und Zahlen lesen und schreiben. Das brachte mich bald vorwärts. Der Lehrer und die Lehrerin, ein Ehepaar, kannten mich schon vorher und sie konnten mich gut leiden.

Die Lehrerin führte die untere Schule mit vier Klassen und etwa 60 bis 65 Kindern, der Lehrer die Oberschule mit fünf Klassen und 80 bis 85 Schülern. Den Fähigkeiten nach wäre es Gebrauch gewesen, dass ich zu oberst in der Klasse hätte sitzen dürfen. Das ging aber bei meinem sozialen Stande nicht und so kam erst des Gemeindepräsidenten Sohn, dann ein reicher Bauernbub und erst dann Gaffeejoggi's Figgu. Doch ich war auch so zufrieden. Ich erfasste die Aufgaben sehr rasch, und während der Lehrer immer von einer Klasse zur anderen schritt, war ich damit schnell fertig. Manchmal folgte ich dem Unterricht der oberen Klassen, zeichnete oder las. Der Lehrer gab mir Bibliothekbücher zu lesen, so dass ich in der Folge sämtliche hier vorhandenen Bücher las.

Unsere erste Schulreise wäre für mich ein grosses, freudiges Erlebnis gewesen, wurde mir aber zur Qual. Tage vorher war ich barfuss gegangen, wie immer, im Höstertli herumgesprungen und rannte in eine verkehrt im Grase liegende Sense hinein. Der Stahl drang tief in meinen Fuss, dessen Narbe man noch heute sieht. Ich schrie furchtbar. Meine Schwester trug mich heim. Zuerst schlug sie mich durch und legte keifend zerriebenen Spitzwegerich auf die Wunde. Nun war die Schulreise für mich verloren. Als der Tag heranrückte, war die Wunde noch nicht zugeheilt. Ich erzwängte es aber doch mitzugehen. Die Hinreise ging ordentlich. Man ging zum Burgäschiseeli und zum grossen Findling bei Steinhof, natürlich alles zu Fuss. Es war etliche Stunden weit. Die Aussicht von dort und das zuvor nie gekannte Wunder «See» erlebte ich mit allen Fasern meines frühreifen Bubenherzens. Auf der Rückkehr kehrten wir in einer Bierbrauerei ein, wo ich das erste Bier erhielt. Das dünkte mich sehr bitter und machte mich sturm. Ich trieb allerhand Unfug und schonte meinen Fuss nicht. Da fing die Wunde wieder an zu bluten und schmerzte. So vermochte ich der Schule nicht mehr zu folgen. Meine Schwester und einige Mädchen blieben mit mir zurück. Sie halfen mir aus den ungewohnten Schuhen und so humpelte ich, mit einem Bein, gestützt von den Mädchen, den weiten

Weg mühsam heimzu. Still habe ich gelitten und die Schmerzen verbissen, denn vor Mädchen scheute ich mich zu weinen. Schon war es späte Nacht, als wir heimkehrten. Fast ohnmächtig sank ich hin und schlief sobald ein. Die harte Strafpredigt meiner Mutter ist nicht mehr in mein Gedächtnis eingedrungen. Kurz darauf besuchte uns wieder der Sensemann und holte meine älteste und auch die jüngste Schwester. Es trug sich gleich zu wie früher. Es waren einfach wieder zwei weniger und man vergass sie bald.
Es war wieder einmal Sommer und die ganze Natur mit all ihren Lebewesen nahm mich in Beschlag. Kein Vogelnest, kein Fisch noch Krebs im Bach war vor mir sicher. Da es bei uns daheim wenig Fleischkost gab, half ich auf andere Weise nach. Natürlich musste ich solche geheime Schmausereien versteckt halten und sie im «Schuhsalbpfänni» kochen. Da mir das Krebsefangen auf dem Bauche nicht mehr genügte, beschloss ich, das Wasser im Bächli abzustellen. Erst zog ich die Pritsche, guselte dann so lange unter dem Pritschenlager durch, bis die Öffnung so gross war, dass sich der ganze Bach entleeren konnte. Darauf stand ich vor dem Loch und scheute die Fische und Krebse zurück. Bald war das Bächlein eine weite Strecke ohne Wasser. Hui! das zappelte nur von reicher Beute. Natürlich konnte ich lange nicht alles nehmen. Als Nastuch, Kappe und Hosensack voll waren, liess ich die Pritsche wieder herunter und ging davon. Das Pritschenloch blieb aber offen und so konnte sich das Wasser nicht mehr stauen, im Gegenteil es frass sich einen neuen Weg. Die Krähen hatten die Gelegenheit auch bald wahrgenommen und holten sich dort tagelang reiche Beute.
Mein Unternehmen musste bei den Bauern ruchbar geworden sein. Als ich ein nächstes Mal wieder in dieser Gegend auftauchte, um nach Beute zu forschen, kam einer den Rain heruntergesprungen. Ich zog es vor, seine Besprechung nicht abzuwarten, und konnte es im Springen mit manchem aufnehmen.
Einmal musste ich auf einem Bauernhof Güggeli holen. Es war eben Mittag zwischen der Schulzeit. Als ich mit dem Sack auf dem Rücken heimzu ging, liefen die Kinder schon wieder zur Schule. Nun fingen die Güggeli in meinem Sacke an zu krähen, laut und heiser. Das brachte den Lausbuben grosse Heiterkeit und setzte mich in blinde Wut. An nächsten Baum schlug ich den Sack herum und dann wurde es still darin. Als ich heimkam, waren drei davon tot. Dieses Zornausbruches wegen musste ich schwer büssen. Am Sonntag stand Hühnersuppe auf den Tisch. Der Drätti rühmte die Suppe und ahnte nicht, woher sie kam. Ich senkte mein schuldbeladenes Haupt und würgte an jedem Löffel voll mit Leiden. Müetti lachte heimlich.

Als es aber die Güggeli hereinbrachte, ging Drätti sofort wieder hinaus und musste erbrechen. Merkwürdigerweise ass er kein Hühnerfleisch. Woher die Delikatesse kam, blieb am Tische verschwiegen.
Es war auf dem Lande Brauch, dass man an der Fastnacht Höhenfeuer machte, wohl eine Überlieferung des Sonnenwendefestes unserer Ahnen. Anlässlich der Bundesfeier 1891 wurde dieser Brauch auf den 1. August verlegt und hat sich bis jetzt immer noch erhalten. Gleich schon am Neujahr verbanden wir uns Buben zu einer Feuergesellschaft. Im Walde fällten wir junge Buchli, so gross als wir sie tragen mochten, und stellten sie in der Nähe des heimlich ausgewählten Feuerplatzes wieder auf. So konnten sie bis zum grossen Tage noch absterben und etwas dürr werden. Doch gab das nach unserer Schätzung noch kein schönes Feuer und wir beschlossen, als der Tag kam, bei den Bauern dürre Wedeli zu betteln. Man hatte aber nirgends Verständnis für so etwas. Es gab nur zwei lumpige Bürdeli. Also mussten wir uns anders helfen. Wir wussten bei einem hablichen Bauern ganze Berge Wedeln. Dort stahlen wir bei Nacht und Nebel wohl zwanzig Stück und schafften sie mit grosser Angst und Mühe auf den Feuerplatz. Die Buchli waren schon längst verholzt und so hatten wir nun einen Haufen bereit, der das grösste Feuer weit herum geben sollte. Die Fastnacht kam, die Bubenschar war vollzählig anwesend. Jeder legte Feuer hinein und bald brannte es lichterloh. Ich aber war traurig und musste immer an unser Hüsli denken, als es damals auch ein grosses Feuer gab. Beklommen stahl ich mich fort, bevor das erstohlene Fest beendet war, und schlich wie ein geschlagener Hund heim auf meinen Laubsack. Einige Tage darauf sah ich den geschädigten Bauern bei meinem Drätti stehen, der verdutzt von ihm die Wedelengeschichte vernahm. Ich hörte den Bauern ganz deutlich, als er noch sagte: «Söttig Bube mache halt e albeneinisch Tüüfelswärch. Mir sy jo früeher au nid besser gsy. J ha sälber au no Freud gha a däm Höllefüür.» Erleichtert schlich ich von dannen. Damit war die Sache glatt abgetan.
Da kam zu uns oft ein armes Fraueli, die Hüttli-Lisabeth. Es wollte mit meinem Müetti immer etwas händelen, klapperte dann stundenlang, so dass es dem Müetti selbst verleidete. Dem beschloss ich ein Ende zu bereiten. Um zu uns zu gelangen, musste es im Nachbarhaus durch einen Schopf und eine Türe, der sogenannten Wetterwand. Abends kam es fast immer zur gleichen Zeit. Ich richtete auf der Bühne bei der Wetterwand eine Falle, indem ich einen Kessel Wasser aufhängte, so dass er beim Öffnen der Türe ausleeren musste. Das Spiel gelang vortrefflich. Ei, gab das ein Geschrei!

Ich floh, was mich die Beine trugen, und getraute mich erst heim, als es Nacht war und alles Licht erloschen war. Von da weg blieb das Fraueli fern und verbrüelte uns in der ganzen Gegend.
Seit dem Brande begann mein Müetti immer mehr abzunehmen und zu kränkeln. Ich musste oft die Schule fehlen, um ihm den Karren auf die Märkte zu ziehen. Der Drätti ergab sich mehr und mehr dem Schnaps und es kamen für uns schwere Zeiten. Der Lehrer machte mir wegen der Schulschwänzerei oft Vorwürfe und drohte mit Bussen. Ich konnte ja nichts dafür. Fast ein Jahr lang blieb ich von der Schule weg und ging allein dem Handel nach. Müetti vermochte jetzt nicht mehr zu arbeiten. Ihr Geist begann sich zu umnachten. Sie redete irr. Es war niemand da, der zu ihr schauen konnte. Die letzte Schwester, die nebst mir noch daheim blieb, kränkelte selbst. Sonst waren alle fort oder gestorben. Endlich nahmen Verwandte uns das Müetti fort. Es war die traurigste Zeit meiner Jugend. Aus was wir lebten, weiss ich heute nicht mehr.
Mit vierzehn Jahren entschloss ich mich, selbst eine Existenz zu suchen, und verdingte mich zu einem Bauern als Knecht. Der Schule musste ich leider oft gleichwohl noch fern bleiben. Dem Bauern besorgte ich den Viehstand fast ganz allein und molk täglich sieben Kühe. Es war Herbst meines letzten Schuljahres, als mir einmal der Lehrer sagte, ich sollte nach der Schule in seine Wohnung kommen. Das machte mir Angst und ich dachte wieder an meine vielen geschwänzten Schulstunden. Andere Sünden wären mir keine eingefallen. Mit klopfendem Herzen betrat ich seine Wohnung und wartete auf ihn. Da sah ich schöne Möbel stehen, an denen mir die beinernen, weissen Schlüsselschilder ganz besonderen Eindruck machten. Die Leute müssen reich sein! So dachte ich.
Endlich trat er aufgeräumt ein und ich nahm das als ein gutes Zeichen. «Hast du schon gedacht, Fritz, was mit dir gehen soll, wenn du aus der Schule bist?» Das kam mir ganz unerwartet und ich sagte: «Ja! Ich will irgendwo das Käsen lernen, das kostet kein Lehrgeld, und dann gehe ich nach Russland, wo immer Schweizerkäser gesucht werden.» Ich hatte gehört und in Zeitungen gelesen, dass schon solche reich heimgekommen sind. «Es ist schade», sagte der Lehrer, «Du kannst gut zeichnen und hättest einen Maler gegeben. Ich wüsste sogar eine Stelle für dich.» Mir wurde ganz sturm im Kopf. «Ja, das wäre schön! Das gefiele mir halt doch noch besser, aber wer wollte für mich ein solches Lehrgeld zahlen?» «Das lasse meine Sorge sein. Wenn du willst, stelle ich dich dem Lehrmeister vor.» Ich hätte auf einmal jubeln mögen. So-

viel Glück hatte ich in meinem Leben noch nie! – Maler werden – Maler werden....
Am nächsten Kalten Markt bestellte mich der Lehrer in eine grosse Ortschaft des Oberaargaus und führte mich zu meinem zukünftigen Meister. Ich könne da hauptsächlich die Möbelmalerei erlernen, und wenn ich fleissig sei, erhalte ich in 14 Tagen einen Franken Lohn nebst Kost und Logis. Der Zeitpunkt für den Eintritt wurde festgelegt auf Montag nach Ostern. Ich sann jetzt nur noch meinem zukünftigen Beruf nach und träumte gar nachts von meinen ersten Kunstwerken.
Schwere Sorgen bereitete mir jetzt noch die Anschaffung eines Konfirmationskleides. Schuhe und Hut versprach mir der Bauer. Eine Schwester konnte mir zu einem Kleide verhelfen. Von ihrem Dienstherrn erhielt sie ein abgelegtes, schwarzes Smokingkleid, das sie mir schickte. Ich brachte es einem alten Flickschneider, der als besonders billig galt. Er nahm mir das Mass, kontrollierte das Kleid und sagte wichtig: «Das geht schon, man braucht hinten nur ein wenig die Fecken abzuschneiden. Du bist jetzt jung und wirst bald dicker werden, so dass es nicht mehr soviel zu weit sein wird, und das kostet nur Fr. 1.60.» So wurde es gemacht. Wenn sich meine Schulkameraden auch über mich lustig machten, focht mich das wenig an. Jetzt fühlte ich mich hoch über sie erhaben, da ich ja Maler werden konnte. Der Meister meinte bei meinem Eintritt trocken: «Ein Herr bist du geworden, in deinem Frack. Lass dir's nicht in den Kopf steigen, lehrbubenhaft siehst nicht gerade aus.»

Die Lehrzeit

Ja, sie brachte mir am Anfang bittere Enttäuschungen. 14 Tage lang musste ich nur Farbe auf der Mühle reiben. Ich hatte mir alles ganz anders vorgestellt. Um diese langweilige Reiberei etwas angenehmer zu gestalten, studierte ich den Mechanismus der Reibmühle und fand bald die Stellschraube, durch deren Drehung die Farbe viel rascher herausfloss. Der teuflische Geselle schien hierauf gewartet zu haben und schüttete das ganze fertige Quantum wieder in die Mühle zurück, so dass ich von vorne anfangen musste. Doch auch das Reiben fand endlich ein Ende. Ich machte gute Fortschritte, so dass ich nach einem Jahr so gut maserierte (Holzimitation) wie der Geselle. Auch mit den andern Arbeiten ging es gut.
Auf Ostern wollte unser Geselle in die Fremde. Da rief mich der Meister zu sich und sagte: «Schau, Fritz, ich bin mit dir zufrieden. Du kannst jetzt den Gesellen ersetzen. Ich gebe dir einen zweiten Lehrling zur Seite und

«Das Zünti», Friedrich Sooms Elternhaus in Leimiswil

Figgu mit Laterne; Zeichnung W. Soom

Farbmühle in einer Malerwerkstatt (Schoch + Co. 1960)

dann erhältst du von nun an Fr. 2.50 in der Woche. Nun, da du aber gut gestellt bist, solltest du ein anderes Kleid haben. Du darfst so nicht mehr herumlaufen. An der Hintergasse wohnt ein Schneider, der ist mir noch Geld schuldig. Gehe zu ihm und lass dir ein neues Kleid anmessen. Du kannst mir so nach und nach die Schuld abverdienen.»
Zum ersten Mal erhielt ich so ein extra für mich gemachtes Kleid. Am ersten Sonntag ging ich darin heim. Im Dorfe traf ich mit dem Gemeindepräsidenten zusammen, der mich von oben bis unten musterte. «Potz Wetter, Gaffeejoggis Bueb ist ein Stadtherr geworden! Wenn du so schön verdienen kannst, wirst du gewiss auch daheim helfen!» Ich sagte bitter, ich wollte schon, aber mit zehn Franken Monatslohn sei das nicht möglich. Mein zweites Lehrjahr sei erst begonnen. So liess er mich ziehen. Daheim war alles im gleichen Elend geblieben und ich war froh, wieder fortziehen zu können. Der 3. November 1888 war für mich ein grosser Tag, die Lehrzeit war zu Ende und die Welt stand mir offen.

Wie ich durch Österreich und Deutschland walzte

Man lebte damals in einer politisch und wirtschaftlich glücklichen Zeit, wo alle Kantone, sogar die Landesgrenzen, für jeden Handwerker offen standen. Mit dem Heimatschein in der Tasche zogen die Gesellen von Stelle zu Stelle, von Land zu Land. Hatte man zufällig keine Arbeit oder gefiel es einem nicht, so zog man los und focht sich durch, wenn's am Geld fehlte. Das war damals noch keine Schande. Ich brachte dieses «Fechten» aber nie fertig und war Gott sei Dank auch nie dazu genötigt.
Ja, die Wanderzeit, das war meine schönste Zeit! Ich konnte vieles lernen. Überall gab es andere Methoden, anderes Material. Mancher hat diese reiche Lerngelegenheit erfasst und ausgenützt, viele gingen achtlos daran vorüber, andere verbummelten jämmerlich. Ich kostete meine Wanderjahre gründlich aus und erlebte sie bis in die tiefsten Falten meines Herzens. Fleissig und sauber, offen und ehrlich, erwarb ich mir rasch das Vertrauen der Meister, im In- wie im Auslande. Die Schweizer waren überall wohl angesehen, und wenn ich schon keine Handvoll Erde mein eigen nennen konnte, so war ich doch stolz auf meine Heimat.
Mit grosser Begeisterung und voller Erwartung schnürte ich also nach meiner Lehrzeit den ersten «Berliner». Das war ein Stück Wachstuch mit Tragriemen, in dem man all sein Hab und Gut mittragen konnte. Es war wundervolles Wetter, als ich zum erstenmal mit einer Eisenbahn nach Zürich fuhr. Da traf ich gleich auf der Strasse einen deutschen Gesellen, den

ich von der Lehre her kannte, schloss mich ihm an und fuhr mit ihm nach Chur. Das Wetter war so verlockend, dass wir auch hier keine Bleibe hatten und walzten am andern Tag, mit den Ziele Davos, Langwies zu. Es war Abend, als wir in Langwies ankamen und in einem altehrwürdigen Gasthaus einkehrten. Kein Mensch war zu sehen. Wir suchten und fanden im obern Boden auf einer Leiter ein junges Mädchen. Behutsam stieg es herunter und fragte nach unserm Begehr. Mich verstand es kein Wort. Der Deutsche jedoch konnte gut mit ihm plaudern und erklärte lachend: «Sieh daher, ein Deutschschweizer versteht den andern nicht.»
Nach einem kräftigen Nachtessen stiegen wir in die Federn. Da rauschte und toste ein Wildbach vor dem Kammerfenster durch die Nacht. Ich lag viele Stunden mit wachen Augen und wusste, dass ich jetzt ins Leben getreten war, in fremdes Land.

Aus Friedrich Sooms Skizzenbuch: Selbstbildnis als Handwerksbursche auf der Walz, mit umgehängtem «Berliner»

Entwurf für dekorative Malerei; Zeichnung Friedrich Soom

Seit langen Jahren kam es mir zum erstenmal wie ein Gebet von den Lippen und ich dachte an die Abschiedsworte meines Lehrers: «Bhüet di Gott, Fritz, wirf di nie furt u mach dyr Heimat gäng Ehr.» Diese schlichten Worte begleiteten mich als Schutzengel durchs Leben und ich habe ihnen stets Treue gehalten. Durch einen kristallklaren Morgen sind wir weiter gezogen, dem Strelapass zu. Da lag noch tief Schnee. Wir verloren die Fährte und gerieten auf Abwege. Mich ergötzte die Sache. Der Deutsche aber war gross und schwer und versank oft in tiefen Wächten. Mit hocherhobenem Köfferchen jammerte er: «Wir kommen um, wir kommen um.» Mühsam arbeiteten wir uns weiter und erreichten die Höhe. Auf einmal lag Davos wundervoll hingebettet zu unsern Füssen. Ich stiess einen «Bruel» der Freude aus und klatschte in die Hände wie ein Kind. Ringsum die Pracht! Herrgott, wie ist die Welt so schön! Auf der Schatzalp weiter unten löffelten wir mit Heisshunger eine Milchsuppe.

Es war Abend geworden, als wir stumm und staunend vor den grossen Hotelpalästen in Davos standen. Nicht, dass mir die kalte, fremde Pracht besonders gefiel. Die Menschen schienen so müde, krank und unzufrieden. Sie erhofften wohl hier Genesung und Glück.

Arbeit fanden wir sogleich. Ich arbeitete in einer Wagenlackier-Werkstatt, mein Kollege in einem Sanatorium. Dieser bewies dort, dass er ein ganz tüchtiger Dekorationsmaler war. Er malte eine prachtvolle Barockdecke, die allgemein bewundert wurde. Als ich ihm später helfen durfte, lernte ich manches von ihm und er war mir ein gutes Vorbild.

Die Arbeit dauerte drei Monate. Ich hatte gut gespart und konnte nun wieder ans Walzen denken. Mein Kollege rühmte oft die Tiroler Stadt Meran und es zog mich nun dorthin. Leider war der Deutsche lungenkrank und gedachte noch weiter in Davos zu bleiben. Von meinem Kostgeber, der eine Metzgerei hatte, erhielt ich ein grosses Stück Bündner Bindefleisch auf die Reise. Bewegt nahm ich von allem mir lieb gewordenen Abschied und schritt allein bei strahlendem Wetter dem Flüela- und Ofenpass zu. Das Wunderbare dieser gewaltigen Landschaft ergriff mich im Innersten. Trotz der schönen Gegend trieb mich aber eine gewisse Unrast immer weiter. Tag für Tag marschierte ich auf einsamen Strassen, meinem fernen Ziele zu, überholte oft Wandergesellen und tauschte mit ihnen den üblichen Gruss: «Kunde kenn! Kenn Mathilde! Tippelst fremd oder hast Geld?» Es war ratsam, mit solchen Alleingängern nicht anzubinden oder Geld zu spienzeln, denn es hatte unheimliche Kunden darunter.

Todmüde und erschöpft gelangte ich auf langem Marsch nach Prad in Tirol. Die Strapazen der letzten Tage hatten mich hergenommen, so dass es nicht mehr weiter ging ohne ergiebiges Ausruhen. Am folgenden Morgen trieb mich aber die Unrast schon wieder weiter. Ich bestieg in Neupolding den Stellwagen, der nach alter Sitte den Verkehr besorgte. Das Gespann bestand aus vier Rossen, die nach acht bis zehn Stunden gewechselt wurden. Die Mitreisenden waren meistens Touristen, mit denen ich mich anfreundete.

Irgendwo in einem malerischen Gasthause stieg man ab. Ich setzte mich mit den andern an einen wohlbestellten Mittagstisch. Heimlich graute mir vor der Rechnung. Doch packte ich tüchtig ein, um wenigstens etwas dafür zu haben. Angeregt und fröhlich ging die Fahrt nachmittags weiter. Heiss brannte die Sonne. Das Leder des Wagens roch scharf. Müde Schläfrigkeit löste das Fröhlichsein ab. Da schrie alles auf einmal: «Meran – Meran». Tief im Tal lag das ersehnte Wunder. Die Passagiere begannen wieder aufzuleben. Mir pochte das Herz voller Erwartung. Ungeduldig trabten die Rosse den letzten Rest des Weges dahin, denn auch sie fühlten das nahe Ziel. Die Landschaft, die Häuser, die Menschen, alles hatte sich stark verändert. Staunend betrachtete ich alles. Wir logierten im Hotel zur Sonne.

Das Geld reute mich nicht mehr, dachte ich doch, bald wieder verdienen zu können. Und so kam es auch. Anderntags ging ich auf die Arbeitssuche und hatte gleich Glück. Der neue Meister führte mich in ein grosses Weinrestaurant, das nach damaliger Sitte reich mit Bacchus, Trauben und Weinlaub bemalt wurde, dass es eine Freude war. Ein Geselle offerierte mir gleich zum Antritt einen Krug kühlen Weines. Das fing ja prächtig an. Der Geselle rauchte zum Malen aus einer langen Tabakpfeife und trug ein Überkleid, das vor Schmutz starrte.

Ich durfte nach langem Unterbruch wieder meine Kunst der Holzimitation ausüben und fühlte sehr bald, dass der Meister mit mir zufrieden war. So kam ich bald zu besserer Arbeit und durfte an den Dekorationen mitmalen. Eines Tages brachte der Meister die Nachricht, er hätte eine grosse Arbeit im Schloss Trautmannsdorff, ich solle mich einrichten, dorthin zu gehen. Das hat mir mächtig gefallen. Das alte Schloss gehörte einem Baron von Leon und sollte für den Besuch des Kaisers «Franzsepp», wie man ihm sagte, hergerichtet werden. Ein Architekt aus Wien war gekommen, um die Arbeit zu führen. Alles sollte möglichst stilrein und mit der letzten Sorgfalt erneuert werden. Mir machte es Angst, ich war aber guten Willens, das Beste zu machen. Was hätte wohl mein Müetti zu dieser Ehre gesagt?

Ein zweiter Geselle, der eben aus Italien hergewalzt kam, und ein prächtiges Skizzenbuch vorweisen konnte, wurde ebenfalls zu dieser Arbeit gedingt. Ihm wurde das Ausmalen der Schlosskapelle anvertraut. Das waren schöne Zeiten, die ich dort verbringen durfte. Das ganze Elend meiner Jugend fiel von mir ab. Der Ehrgeiz trieb mich, recht viel zu lernen, um einmal als gemachter Mann heimzukehren.
Das Schloss ragte mit seinen altersgrauen Türmen aus den schönen Rebbergen heraus. Viel Volk arbeitete in der schmucken Tirolertracht in Feldern und Reben ringsherum und ich fühlte mich zu diesen Leuten hingezogen. Alle waren so gemütlich und natürlich. Noch war unsere Arbeit lange nicht fertig, als eines Morgens all unser Material und die Werkzeuge vor dem Tor am Boden lagen. Der Pförtner gab aufgeregt Bescheid: «Der Kaiser kommt, der Kaiser kommt! Macht euch fort, schon ist sein Gesinde angekommen.» Enttäuscht kehrten wir mit unsern Siebensachen nach Meran zurück, wo uns der Meister auszahlte und entliess.
Der Kollege machte mich an, mit ihm nach München zu walzen. Nur ungern verliess ich Meran. Also ging's auf die Walz, vorerst der Passeyer entlang, St. Martin zu. Diesmal ging's aber nicht so rasch vorwärts, da Mück, so hiess mein Walzbruder, jeden Augenblick etwas zu zeichnen sah und abhockte.
Durch ihn angeregt, wollte ich auch ein Skizzenbuch anschaffen, um ebenfalls zu zeichnen, denn das Warten war langweilig. Die erste Nacht führte uns ins alte Wirtshaus des Freiheitshelden Andreas Hofer. In einem Schrank waren noch seine Kleider und Waffen aufbewahrt.
Anderntags ging's über den Jaufenpass. Der Weg war verwahrlost, stellenweise fast unpassierbar. Es folgten viele kleine und grosse Dörfer, deren Namen ich längst vergessen habe. An steilen Molassefelsen waren durch vorübergehende Wanderer Tausende von Namen eingekritzt worden. Auch wir zwei haben uns dort verewigt.
Innsbruck kam, hingebettet zwischen himmelhochragenden Felswänden. Diese wundervolle Stadt habe ich nie vergessen. Ihre Lage, die einfache und edle geschlossene Bauweise der Gassen, die zierlichen Erker und prächtig geschnitzten Türen waren vom Schönsten, was ich in Städten zu sehen bekam. Wie leicht wäre mir hier das Bleiben gewesen! Doch Mück drängte diesmal, da er noch am berühmten Oktoberfest in München sein wollte. Auch das malerische Städtchen Kufstein, das am Wege lag, hat mir mächtig gefallen. Den letzten Rest mussten wir mit dem Zuge fahren, da wir sonst das Oktoberfest verpasst hätten, und das liess sich mein Walz-

Aus Friedrich Sooms Skizzenbuch: Burg Runkelstein

Aus Friedrich Sooms Skizzenbuch: Salurn bei Bozen

bruder nicht nehmen. Er meinte schmunzelnd, das Fest könne ohne ihn überhaupt nicht stattfinden.
München! – Herrgott! Gaffeejoggi's Figgu in München! Wer hätte daheim so etwas geglaubt! Je mehr ich erlebte, desto mehr dachte ich wieder an Zuhause und fühlte mich so reich und frei! In meinem Geldbeutel aber war ein grosses Loch und das musste vor dem Winter noch geäufnet werden. Um diese Zeit war schon noch Arbeit, und ich fand solche auch bald.
Das Oktoberfest, ja das war ein Rummel grossen Stils. Ausländer mochten vielleicht etwas darüber lächeln. Mir wenigstens kam die ganze Sache als unerhörte Biersauferei vor. Viel besser gefiel es mir in den Museen, in denen ich auch zum erstenmal die gewaltige Kunst berühmter Maler zu sehen bekam. Wie habe ich da oft gestaunt und mich so vergessen, dass mich die Wärter hinausjagen mussten. Als es anfangs Winter mit der Arbeit zu Ende ging, half ich meinem Meister eine Eisbahn zu pflegen, welches Amt er zur Winterzeit besorgte. Freilich gab's oft kalte Hände und Füsse und wenig Lohn. Doch konnte ich sparen und den Plan in mir reifen lassen, nach Hamburg zu walzen. Auf einmal hatten mich das Meer und die Schiffe gelockt.
Mächtig trieb mich wieder die Wanderlust, so dass ich anfangs Dezember, warm gekleidet und mit gutem Schuhwerk angetan, gen Norden zog. Bis zum Frühjahr gedachte ich dort zu sein.
Es schneite in dicken Fetzen, als ich München verliess und Augsburg zustrebte. An einem Hause in Bruck, unweit München, stand geschrieben, dass hier ein Wagnergeselle morgens bei Sonnenaufgang in den Wald ging, Holz schlug, daraus ein grosses Wagenrad verfertigte und das Rad noch am gleichen Tage vor Sonnenuntergang zu Fuss nach München trieb. Diese Leistung zeugte so recht von deutschem Fleiss. Das Rad habe ich später im Museum in München gesehen.
Die malerische Stadt Augsburg ist – glaube ich – schuld, dass in mir die Liebe zu altem Handwerk wach wurde. Nirgends sonst sah ich so lustig-originelle Gassen mit Kleingewerbebuden. Wider Erwarten fand ich hier Arbeit und ein Zimmer beim ehrwürdigen Johann Sebastian Bach (nicht dem Komponisten). Er hatte zwei hübsche Töchterlein, von denen die Ältere jedoch eines Fehltritts wegen ausgestossen war. In dieser Familie erlebte ich die erste weihevolle Weihnacht meines Lebens. Ein trautes Heim in der Fremde ist für einen Handwerkburschen das höchste Glück auf Erden. Als guter Holzmaler erwarb ich mir auch hier bald Ansehen und verdiente recht erfreulich. Leider stahl mir ein entlassener Soldat aus dem Zim-

mer 200 Mark und verschwand mit dem Geld auf Nimmerwiedersehen. So hielt ich's hier aus, bis der Lenz erwachte. Da kam wieder die Walzkrankheit und ich hatte kein Sitzleder mehr. Am Stadttor zu Ulm rief mir die Wache zu: «Wirf dein Bündel weg und komm zu uns!» Ich gab zurück: «Werft eure Waffen weg und kommt mit mir.» Das waren wohl auch frühere Walzbrüder. So ging's durch Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Worms, Speyer usw. Ich weiss sie nicht mehr, alle die Namen. In Speyer sind mir die alten Kaisergräber in Erinnerung geblieben, in Worms das Luther-Denkmal. So walzte ich unentwegt Hamburg zur. Oft wechselte ich dabei die Gesellschaft der Walzbrüder, denen man überall begegnete. Den letzten Rest des Weges fuhr ich, aus Neugierde und Erschöpfung, per Eisenbahn vierter Klasse. Sitzbänke waren keine da. Die Leute sassen auf ihrem Gepäck oder lagen einfach auf dem Boden. Diese von Dreck strotzenden Wagen waren meist mit Amerika-Auswanderern überfüllt, die, übernächtigt mit roten Augen, ins Leere starrten oder im Alkoholdusel grölten. So fuhren diese armen Menschen schon tagelang einem unbekannten Ziele entgegen. Wie reich kam ich mir da wieder vor! Hamburg! Eine neue grosse Welt tat sich hier auf. Im Hafen standen wahre Wälder von Schiffsmasten, hunderte von Schiffen aller Herrenländer. Ein Wirrwarr von Menschen und Sprachen. Ich erlebte das alles wie einen Traum, staunte und träumte und fand mich kaum zurecht.

Wie immer, suchte ich die Herberge «Zur Heimat». Hier fiel mir auf, wie die Decke der Bude gar merkwürdig aussah. Die Kunden belehrten mich, das seien Heringsschwänze, die aus Teufelssucht und Langeweile einfach an die Decke geschmissen wurden und dort kleben bleiben. Der Herbergsvater ahndete dieses Vorgehen scharf, konnte es jedoch nicht verhüten. Nebst den Walzbrüdern befanden sich auch andere Gäste in der Wirtschaft. Abends 9 Uhr klingelte der «Vater» und rief: «Die verehrten Gäste werden ersucht, das Lokal zu verlassen. Frisch Zugereiste müssen ihre Papiere abgeben.» Dies geschah gleich. Um 9.30 Uhr klingelte es wieder und alle neuen Übernächtler traten in Reih und Glied an, um den Schlafsaal zu beziehen. Vorher hatte jeder 30 bis 40 Pfennig zu bezahlen. Nun musste man sich ausziehen und im Gänsemarsch mit ausgezogenem Hemd vor den Kontrolleur treten, damit dieser nach Krätze, Wanzen und Läusen Nachschau halten konnte. Wer solche hatte, kam in ein besonderes Zimmer und wurde dort oft von der Polizei näher untersucht.

Sobald alles in Ordnung war, konnte man das zugewiesene Bett aufsuchen und wurde von da an nicht mehr kontrolliert. Ich blieb in solchen Herber-

gen immer nur solange, bis ich Arbeit fand, da mir diese deutsche militärische Hausordnung nicht zusagte, obwohl sie hier sehr notwendig war.
Nachdem ich die interessante Stadt mit all ihren Wundern betrachtet hatte, suchte ich Arbeit, da mein Geldvorrat den Winter durch und während der langen Walz erschöpft war. Bald hatte ich solche, fand mich aber nicht so zurecht. Die grosse Stadt blieb mir fremd, ängstigte mich sogar und ich sehnte mich wieder aufs Land. Wiederum war mir das Schicksal gewogen. Eines Abends suchte ein Malermeister in der Herberge einen Gesellen. Man wies ihn an mich. Er sah meine Zeugnisse durch, zahlte mir ein Glas Bier und nahm mich gleich mit nach Glückstadt. Wo das war, wusste ich freilich nicht. Spät in der Nacht erreichten wir das alte Fischerstädtchen an der weiten Elbe.
In diesem kleinen lustigen Nest war es bald bekannt, dass ich Schweizer sei. Ich wurde als seltenes Wunder allenthalben bestaunt und verehrt, und das gefiel mir halt. Der Meister war zufrieden mit mir und die Meisterin borgte mir manches, das ich scheu hinnahm und jeweilen Herzklopfen bekam. Ich weiss nicht wie es kam, die Frau war schön, blond, eigenartig, und doch mied ich sie. Als einmal der Meister für einige Tage verreiste, drohte mir das Unheil, in ihrem verführerischen Netz gefangen zu werden. Ich widerstand aber und hatte es von da an mit ihr verloren. Sie liess mich, und die Leckerbissen blieben aus. Wie oft, habe ich abends den Fischern zugeschaut, wenn sie ganze Kähne voll Beute heimbrachten und dazu so melancholische Melodien sangen, dass mir darob die Längizyti die Kehle zuschnürte und Tränen aus den Augen presste. Hier kam mir so recht zum Bewusstsein, wie weit ich von daheim war. Alles war so anders, die Menschen, ihre Sprache, die Bauweise, die ganze Kultur und Landschaft. Hier gingen mir die Augen auf. Ich begann, mich allem zu achten, was früher nichts für mich bedeutete. Da werkten am Strand auch viele Frauen, echte Fischerweiber, die die heimgebrachten Fische zu Tausenden töteten, ausnahmen, salzten und verpackten. Hei, wie ging das resolut zu! Wehe dem Manne, der sich hier unnütz einmischte. Im Städtchen lebten fast nur Frauen, Kinder und Greise. Die Männer waren fast alle auf See. Der Verkehr mit der Meisterfrau wurde bald so schwierig, so dass ich nach Cuxhafen, zu einem andern Meister umsiedelte. Das war in Holstein. Die holsteinischen Marschen sind ein fruchtbares Land. Das Gras wuchs meterhoch, war aber grob wie Schilf. Hier blühte die Pferdezucht. Kanäle durchzogen das Land, worin das Wasser da vorwärts, dort rückwärts lief. Weit verstreute herrschaftliche Höfe verrieten die reichen Besitztümer uralter Geschlechter.

Hier machte mir das Reden und Verstehen Mühe, da alle Leute Plattdeutsch sprachen. Wer nicht gebildet oder einmal fort war, konnte kaum richtig deutsch. Mein neuer Meister schickte mich zum Anfang schon zu einem abgelegenen Hof, waschelte und deutete, wo sich dieser befinde. Ich verstand ihn kaum zur Hälfte, zog aber gleich los, verirrte mich in den Marschen und kehrte um Mittag ermüdet wieder zurück, ohne die Arbeitsstätte gefunden zu haben. Nachmittags kam der Meister selber mit. Der Herr, bei dem ich nun arbeitete, war eben in der Schweiz auf der Hochzeitsreise, und das machte mir Eindruck. Hier war eine schöne Zeit für mich. Morgens wanderte ich den stillen Kanälen nach zu dem Gute hinaus. Im taunassen Grase wanden sich glatte Aale auf der Futtersuche, und ich dachte dabei so oft an meine Bubenzeit am Dorfbach. Da hätte es reichere Beute gegeben. Nirgends habe ich so üppig gegessen wie hier. Zum Morgenessen gab es Brötchen. Um 9 Uhr das Frühstück, Butterstollen, Fische, Hummer oder Krabben. Zum Mittag reichlich Fleisch, wiederum Fische, Gemüse und Dessert. Auch das Zvieri war ganz feudal und obendrein gab's noch Met und Kornhäuser (Schnaps) in Mengen. Wer hätte gedacht, dass Gaffeejoggi's Figgu einmal so etwas zu essen bekäme! Ich lebte wie ein Herr. Des Nachts hörte man das Meer rauschen. Es war dann fast unheimlich. Oft sah ich auch Schiffe in Sturm und Seenot. Da musste alle Jungmannschaft ausrücken, um Hilfe zu bringen, und das war recht schwer und gefährlich.

Das heimgekehrte Hochzeitspaar war mit unserer Arbeit zufrieden und ich erhielt zehn Mark Trinkgeld. Nun war die Arbeit hier aus und ich zog grossartig nach Berlin, in die riesige Stadt. Berlin, ja das war ein kühner Schritt. Auch dort fand ich die Herberge «Zur Heimat» und die Freunde, die mir in diesem Grossbetriebe zurecht halfen. Bald hatte ich Arbeit, fand auch die Gesellschaft eines sesshaften Berliners, der mich nach Feierabend überall hinschleppte. Dadurch lernte ich die ungeheuer grosse Stadt kennen und vergass unbekümmert Herkunft und Heimat zu meinen Schaden. Die Gefahren und Versuchungen waren gross und rissen mich Schritt um Schritt tiefer hinein in den Strudel der Grosstadt, ja hinab in eine ungesunde Lebenshaltung.

Eine Nachricht von daheim riss mich jäh hinaus. Mein Müetti lag im Sterben. Mit grosser Trauer griff mir diese Kunde ans Herz und es zog mich heim, in mein fernes, kleines Heimatland, heim zum Müetti, in die Armut meiner Jugend zurück. Ich packte sofort den Berliner und dankte Gott, dass mich die Vorsehung noch rechtzeitig vor Versumpfung und Niedergang rettete.

Ohne Unterbruch fuhr ich der Schweiz zu, wurde in Basel bis auf die Haut untersucht, nach was, weiss ich nicht. Ich freute mich herzlich an dem wohlvertrauten Schweizerdeutsch. Bewegt, aufgewühlt, sah ich bald die wellige Landschaft des Oberaargaus, erkannte die vertrauten Höger und Höfe und stand nach langer, reichbewegter Wanderzeit wieder an der Stätte meiner Jugend. Das Müetti war seither zu einem Häuflein Elend zusammengefallen und starb nach meiner Heimkehr, ohne mich noch zu erkennen. Ein kleines, unbekanntes Menschenschicksal hatte hier sein Ende gefunden, das in seiner Art doch so gross, treu und edel war. An der Beerdigung nahm die ganze Dorfschaft teil und ich fühlte die grosse Beliebtheit, die dieses unscheinbare Fraueli durch ihren rechtschaffenen Sinn besessen hatte. Ehre ihrem Andenken. Auch der Drätti war ein krummes, schitteres Mannli geworden, dem das Leben wenig mehr zu geben versprach.

Bald zog ich wieder fort und nahm Arbeit bei meinem alten Lehrmeister. Doch die Heimat war mir zu eng geworden. Ich wollte nur solange hier bleiben, bis das Geld zu einem andern Wanderziel beisammen war, das mich nach Frankreich und England führen sollte. Doch die Hand des Staates kam meinen Plänen zuvor und steckte mich in die Rekrutenschule (1891). Beim Einrücken meinte der bärbeissige Major zu uns: «Diese Ausreisser und Wandervögel sollen wissen, dass sie hier Strafdienst antreten.» Es waren nämlich alles vom Ausland heimgekehrte Burschen, die einer Unteroffiziersschule als Versuchskaninchen dienen mussten. Doch auch dies ging vorüber. Wir waren meist abgehärtete, forsche Burschen, die sich nicht so leicht unterkriegen liessen. Das Militärleben machte mir keinen grossen Eindruck und ich war froh und glücklich, das Gewehr mit dem Pinsel vertauschen zu können. Jetzt arbeitete ich bald da, bald dort, so auch eine Zeitlang in Vevey als Wagenmaler. In dieser Werkstatt wurde ausserordentlich sauber und schön gearbeitet, wie ich dies im Ausland vor- und nachher nie mehr sah.

An einem wunderbaren Septembermorgen walzte ich wieder Bern zu, das damals gerade 1891 die Bundesfeier hinter sich hatte. Die Maler hatten ihre Aufträge nicht alle zu bewältigen vermocht, so dass ich bald Arbeit fand. Bei einem Meister lernte ich die damals aufgekommene Glanz- und Mattvergoldung hinter Glas, die in Bern nur dieser eine Meister konnte.

Die Stelle hätte mir sehr zugesagt, hatte aber einen Haken. Der Meister besass zugleich eine Wirtschaft, und es war so Brauch, dass die Gesellen am Samstag eine Zeitlang kneipen mussten, ehe sie den Zahltag erhielten, und

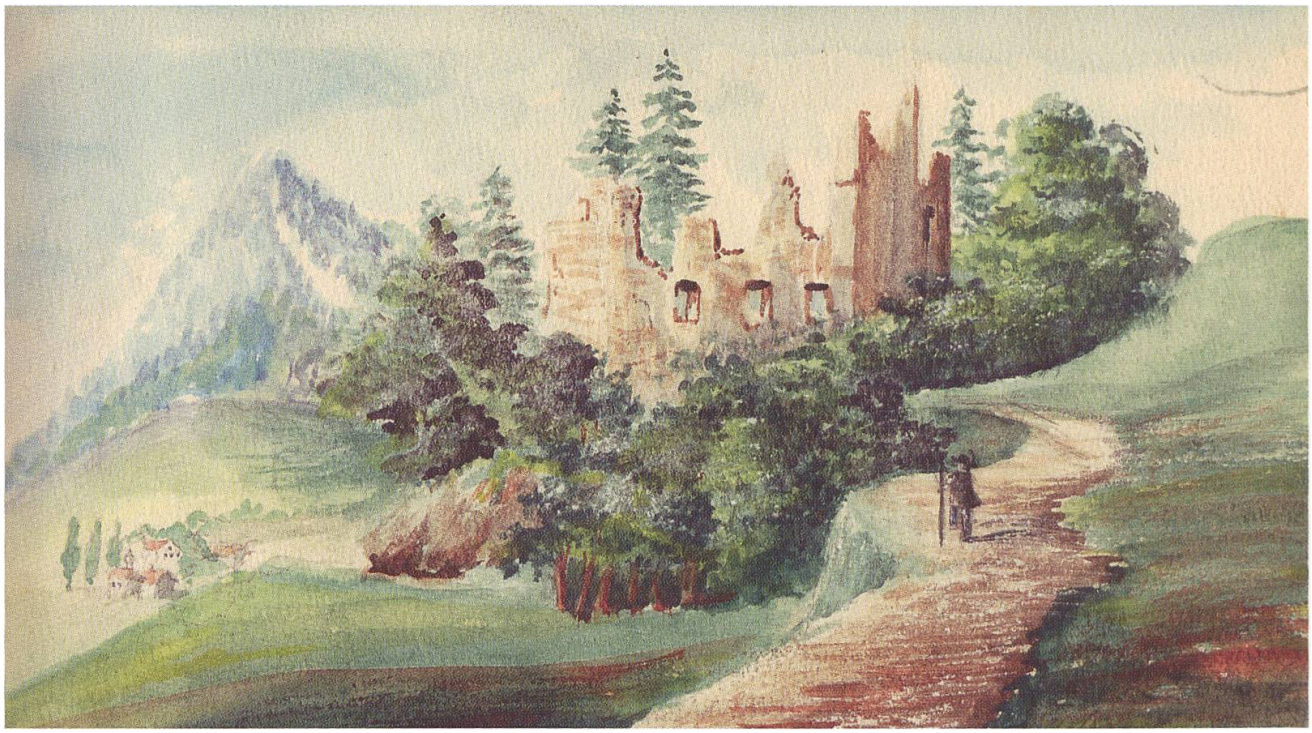
das geschah manchmal erst nach Wirtschaftschluss, nach Mitternacht. Auf die grosse Bundesfeier 1891 gab's in Bern soviel Arbeit, dass die Gesellen die Gelegenheit benützten, den 9-Stunden-Tag zu erzwingen. Das war der erste sozialistische Kampf, den ich erlebte. Obwohl ich auch in dem grossen Haufen mitmachte, kam mir diese Arbeitszeitverkürzung wie Diebstahl vor. Immer war ich gewohnt, 12 bis 13 Stunden zu schaffen und blieb gesund und wohl dabei. Ja, Bern war damals noch eine heimelige, liebe Krämerstadt, mit vielen kleinen Lädeli und Pferdekutschen, gemütlichen Kneipen und anderem mehr. Ja, damals war's noch schön in Bern. Heute nach 50 Jahren, ist es kaum mehr möglich, die altvertrauten Winkel noch zu erkennen.

Von hier walzten wir über Thun, Interlaken, Brünig nach Luzern. In Interlaken war damals die Fremdenindustrie zur höchsten Blüte entfaltet. Prunkvolle Hotelpaläste wuchsen wie Pilze aus dem Boden. Ich als armer Wandergeselle kam mir in dieser Scheinpracht, bei all den hochnoblen, blasierten und geschminkten Menschen, wirklich vor wie ein armer Teufel. Der Aufstieg zum Brünig tröstete mich wieder und ich war überglücklich, die einsame Landstrasse unter den Füssen zu spüren. Froh sang ich im Schreiten Wanderlieder und spürte kaum die Last des neugepackten Berliners.

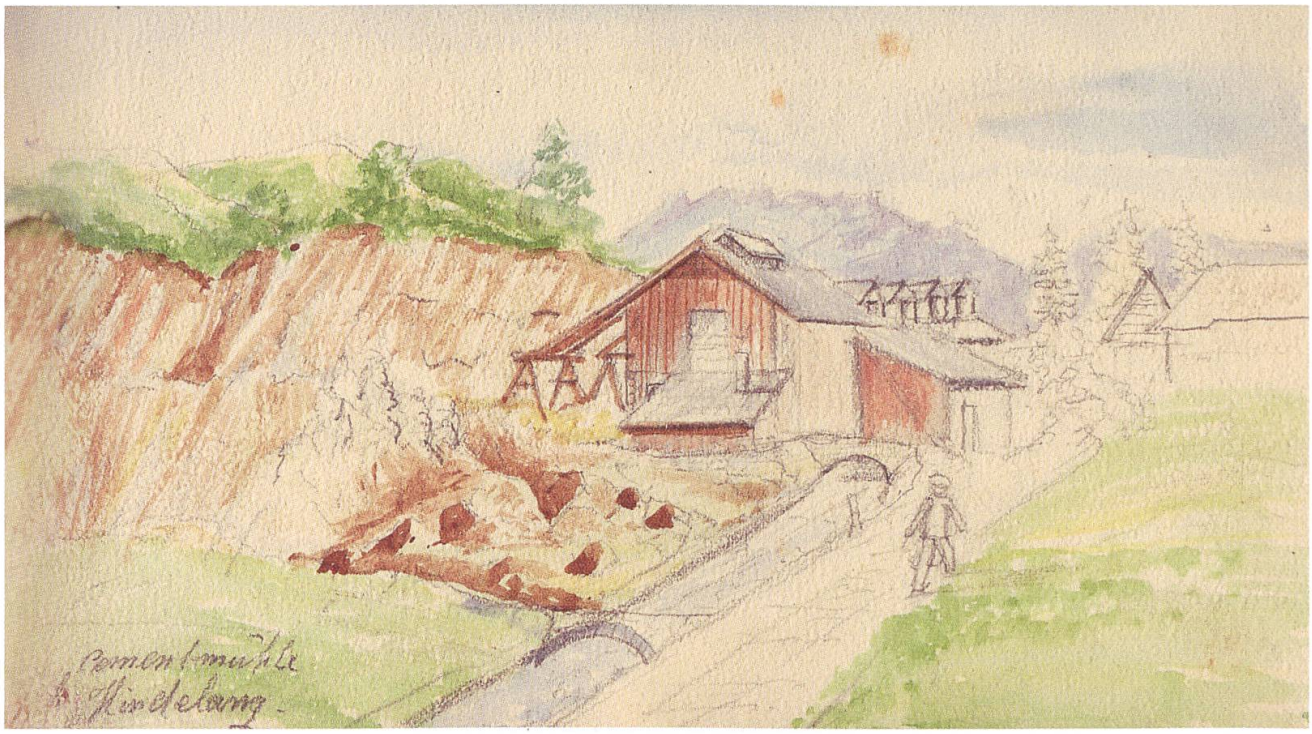
In Sarnen, dem altehrwürdigen Flecken, wurde eben ein grossartiges Lyzeum, eine Art Seminar, gebaut. Da fand ich sogleich Arbeit und konnte wieder durch meine Kenntnis der Holzimitation eine gute Wirkungsstätte finden. Die Einweihungsfeierlichkeiten dieses Baues liessen mich zum erstenmal einen Blick in katholisches Wesen tun, und das machte mir irgendwie grossen Eindruck.

Aus Freude über das gelungene Werk und angeregt durch den Festtrubel beschloss ich, mit einigen meiner Arbeitskollegen, dem Tage noch eine besondere Weihe auf unsere Art zu geben. Wir lösten am Ufer des Sees einen Nauen, der irgend einem Arzt gehört haben mag, und ruderten mit kühnen Schlägen Sachseln zu. Vergebens rief vom Strand her eine Frau aufgeregt und fuchtelte mit den Armen. Der See lag in wundervollem Frühabendglanz. In Sachseln, wo ein Kollege von uns arbeitete, verbrachten wir eine wilde Nacht und ruderten erst im Morgengrauen wieder Sarnen zu. Im Überschwung der Jugend tut man oft Unerlaubtes.

Mit etwas schlechtem Gewissen verliess ich gleichen Tags noch den Ort, walzte von da über Luzern in den Aargau, nach Schöftland. Da fand ich wiederum Arbeit bei einem kranken Meister und arbeitete mich bald zum



Aus Friedrich Sooms Skizzenbuch: eindrückliche Landschaften



Aus Friedrich Sooms Skizzenbuch: Mühle in Hindelang, in der Gegend von Sonthofen im Allgäu

Vorarbeiter empor. Oft habe ich nachts auch den totkranken Mann gepflegt, bald starb er. Die Meisterfrau bat mich zu bleiben und das Geschäft zu übernehmen. Es schien mir, dass ich hier auf leichte Weise ein Geschäft und eine Frau bekommen hätte. Nein, es ging nicht! – Noch war ich zu jung und hätte wohl kaum Sitzleder gehabt.
Mit einem Freunde hatte ich verabredet, gemeinsam wieder ins Ausland zu walzen. So trafen wir uns in Zürich und brachen noch gleichen Tags auf nach München. Fast aus dem Hüsli war ich vor Glück. Die Heimat war ja schön, aber so eng.
Leider hatte das Wetter uns in Lindau gezwungen, die Bahn nach München zu nehmen. Unaufhörlich regnete es in Strömen. Damals war die Bahn ja noch nicht so teuer. Unser liebes altes München war noch gleich geblieben. Doch viel Interessantes hatte ich noch nicht gesehen. Das wollten wir nachholen. Die alte und neue Pinakotheka, die Schackgalerie und anderes machten mir einen gewaltigen Eindruck. Leider rief uns das Leben aus den Museen heraus und wir mussten verdienen. In München war diesmal keine Arbeit aufzutreiben. Aus einer Zeitung erhielt ich aber bald in Sonthofen solche, im Bayrischen Allgäu. Ungern nahm ich Abschied von meinem Freunde. Der war noch jung und unerfahren. Glücklicherweise fand er doch Arbeit in München und ich konnte ihn also ruhig verlassen.
In Sonthofen bin ich dann fast zwei Jahre (1893/94) geblieben und habe daselbst ein zweites Heim gefunden. Nirgends in der Fremde fühlte ich mich so wohl und heimisch wie dort. Beruflich kam ich nun ganz bedeutend vorwärts, hatte die Sturm- und Überschwangsjahre hinter mir. Ich schloss mich verschiedenen Vereinen an, fand auch ein liebes Mädchen, das ich später zu heiraten gedachte. Sie hatte auch drei Schwestern, eine schöner als die andere. Wie war es so heimelig, wenn die vier Maderl Zither spielten und Tiroler Herzbrecher sangen. Da vergass ich die ganze Welt. Durch sie lernte ich selbst Zither spielen. Manch schöner Ausflug hinüber ins nahe Tirol ist mir in Erinnerung geblieben. Mein Meister hatte sehr viel Arbeit, so dass mir möglich wurde, meinen Freund aus München und einen zweiten aus der Schweiz herzurufen.
Ja, das war eine schöne Zeit. Wir hielten treu zusammen. Jede Freizeit machten wir Touren, um uns auf eine grosse Walz nach Italien zu trainieren. Eine davon war besonders schön und dauerte zwei Tage. Es war dies nach Füssen und zu den Königsschlössern Neuschwanstein und Hohenschwangau. Nachts schliefen wir in Heuschobern, die wir im freien Feld zusammentrugen. Der Mond schien uns ins Gesicht. Doch schliefen wir

herrlich und erwachten erst, als die Sonne bereits an Himmel stand und ein Bauer uns das Heu unter dem Kopf hervorzerrte. Auf dem Weiterweg ging's durch mehrere Dörfer, die alle gleich hiessen, nämlich Ober-, Unter-, Hinter- und Vorderpronten. Hier wohnten fast alles Zither- und Geigenbauer.
Diese Königsschlösser waren vom Schönsten, was wir an Feudalbesitze je sahen. Es liegt mir nicht daran, all die Dörfer, Orte, Städte und Burgen, die Landschaft und Menschen zu beschreiben, das gäbe ein zu dickes Buch. Es sollen ja nur schlichte Aufzeichnungen eines Handwerksburschen sein. In Füssen, dem malerischen alten Städtchen, waren Warnungstafeln angebracht, die das Velofahren verboten. Dies war in den ersten Entwicklungsjahren dieses bequemen Vehikels. Die Leute wollten ihre beschauliche Ruhe nicht preisgeben. Oh, wie wären wir in jenen Tagen selbst über solche Räder froh gewesen. Der Weg war weit und hatte wohl die doppelte Zeit gebraucht. Todmüde kehrten wir heim.

Fortsetzung folgt im nächsten Burgdorfer Jahrbuch. Diese behandelt die Reiseschilderungen von Friedrich Soom auf seiner Walz nach Italien und seine Rückkehr in die Heimat nach Burgdorf.

Quellen 1. Teil
Lafont, Alfred Dr. (1958): Chronik von Burgdorf. Burgdorfer Jahrbuch 1958.
Soom, Walter (1941): Lebenserinnerungen eines alten Malers. Schweizerische Maler- und Gipsermeisterzeitung
Schoch + Co. (1960): 125 Jahre Malerhandwerk und Bleiweissfabrikation in Burgdorf. Jubiläumsschrift 1835–1960.

Weitere Unterlagen (unpubliziert)
Erinnerungen eines alten Malermeisters, Manuskript Friedrich Soom, um 1940
Friedrich Sooms Skizzenbuch
Privates Fotoarchiv
Soom Benedikt: «Lebenserinnerungen eines alten Maler Meisters»;
http://homepage.bluewin.ch/bsoom/index.htm

Verdankungen
Danken möchten wir Trudi Kohler, welche uns dazu motivierte, die Erlebnisse von Friedrich Soom einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, Joelle Soom für die Bearbeitung von Abbildungen sowie Peter Wegmüller für die Bereitstellung von Bildmaterial.